

Interview mit Ulrich Tränkmann vom gleichnamigen Architekturbüro in Hamburg

Interviewerin: Marie-Lotta Karcher, Jannik Leenen

Karcher: Also, es wär ganz nett, wenn Sie sich erstmal vielleicht kurz vorstellen könnten und Ihr Büro.

Also, ich heiße Ulrich Tränkmann, komme aus Hamburg, führ dort seit 2005 ein Architekturbüro und bin Anfang vierzig.

Karcher: Alles klar. Wie erhielten Sie den Auftrag zu den Dachausbauten in der Scharnhorststraße hier?

Tränkmann: Das war 2008, glaub ich, wenn ich mich recht erinnere und es war im Rahmen eines , d.h. Bewerbungsverfahren.

Karcher: Das heißt, es gab auch einen Wettbewerb oder?

Tränkmann: Ja, in Form eines Wettbewerbs, so'n Bewerbungsverfahren, es gab keinen Ideenwettbewerb oder architektonischen Wettbewerb in dem Sinne, sondern es war ein Bewerbungsverfahren.

Karcher: Alles klar. Gab es bestimmte Punkte, die Sie besonders inspiriert haben auf dem Campus oder begeistert haben, die Sie vielleicht einfließen lassen haben?

Tränkmann: Also, was mich grundsätzlich an der, hier begeistert an diesem Campus ist, dass wir über ein Militärgelände sprechen, also über Kasernen sprechen, die jetzt sich in einem Konversionsprozess hin zu einem Bildungsstandort befindet. Das finde ich ist schon mal begeisternd genug, weil ein Bildungsstandort ja etwas Zukunftsgerichtetes ist und was Positives ist in Abgrenzung zu dem militärischen Nutzen vorher.

Karcher: Ja.

Leenen: Wie sind Sie denn an das Projekt herangegangen, also erst mal über den Campus gegangen und überlegt, was könnte man daraus machen?

Tränkmann: Ja, das ist ein Teil davon, natürlich. Der Prozess, wie man an so'ne Aufgabe rangeht, ist eigentlich, ähnelt sich immer sehr, ist also die Versatzstücke, mit denen man arbeitet, ähneln sich sehr. Dann hatte ich sehr viel damit zu tun, dass man erst mal ein Gefühl für den Ort bekommen möchte, auch für den Stadtraum bekommen möchte. Das ist jetzt hier natürlich sehr schlagend, weil die Architektursprache hier auf dem Kasernengelände sehr klar und sehr in eine Richtung ist. Dann setzt man sich natürlich mit den funktionalen Forderungen auseinander, also, was, warum bin ich eigentlich hier, was soll ich eigentlich schaffen für ,nen Raum und aus dieser Gemengelage, da kommt natürlich dann auch noch dazu, was, was hab ich überhaupt für Möglichkeiten, was hab ich für Mittel zur Verfügung etc. pp. Und aus diesen einzelnen Versatzstücken fängt man denn an, so 'ne atmosphärischen Leitgedanken zu entwickeln für das, was man machen möchte. Und dann, auf dieser Basis fängt man dann an zu planen.

Leenen: o.k. Und jetzt hat ja jeder Dachausbau sein eigenes Konzept. Können Sie vielleicht kurz dazu sagen, warum und welche Ideen es dabei gab?

Tränkmann: Also, da gibt es eigentlich zwei Sachen, die man sagen kann. Das eine ist, dass jede Immobilie für sich, egal wie baugleich sie auf den ersten Blick erscheinen mag, hat 'ne eigene Geschichte, die sie einem erzählt. Da muss man erst gar nicht groß, also man kann da auch in Büchern zu nachlesen, wenn man, wenn's da Aufschlüsse drüber gibt. Aber eigentlich heißt es, wenn man durch ein Gebäude durchgeht, dann kriegt man schon so'n Gefühl dafür. Bestandteil dieser Geschichte sind natürlich statische Zusammenhänge, wie ist das konstruiert, was gibt es vielleicht auch für Unterschiede in der Erschließung, in den Raumkonfigurationen, die vielleicht schon vorhanden sind, gerade im Bestand ist das wichtig. Und das ist schon etwas, was die Konzeption oder den grundsätzlichen Entwurfsgedanken beeinflusst. Und was auch bei jedem Gebäude einfach 'ne Spur eines Das ist das eine. Das andere ist, dass ich mich gut daran erinnern kann, als ich das erste Mal hier auf dem Campus war, da sind mir zwei Dinge eingefallen oder ich hatte zwei Wünsche für diesen Campus in seiner Konversion hin zu einem Bildungsstandort, nämlich dass die Architektursprache der Kasernengebäude und sozusagen der Vollgeschosse, dass die gerne so bleiben darf, auch unten bleiben muss, so als, nennen wir es Zeitzeugen. Und dass die, sowohl die Außenanlagen gestalten, also die Wegebeziehung auf dem Campus selber, Freianlagen planen, wo sind Grünflächen, wo nicht, dass sich die heterogener gestaltet und nicht dieses kasernenhafte, schachbrettartige, was ja heute zum Teil leider immer noch da ist, hat und dass eben vor allem auch in den Dachausbauten die Chance einer Heterogenität, dass diese Chance einfach da ist, ohne dass das natürlich in 'ne Begiebigkeit abschweift. Also man kann jetzt nicht das eine, also man kann schon, aber ich würde mir jetzt nicht so gern vorstellen wollen, dass das eine Haus mit 'nem pinken Dach ausgerüstet ist und das andere, weiß ich auch nicht, irgendwie 'ne Blase und das, also es muss schon irgendwie stadträumig passen, die müssen schon auch miteinander noch sprechen wollen und nicht gegenseitig miteinander auf den Finger zeigen wollen. Aber so Heterogenität das finde ich, das ist erstrebenswert.

Leenen: o.k.

Tränkmann: Und es gibt so'n paar farb-, so intensive Farbwände, die so gestaltet sind, also es gibt glaub ich, hier ist es gold und ich meine, es gibt auch pink

Leenen: ja,

Tränkmann: ich weiß gar nicht, in welchem Gebäude das ist.

Leenen: in der 1, gab's da irgendwie einen Grund dafür, dass dann z.B. pink wurde?

Tränkmann: Also es gibt immer einen Grund, der ist jetzt weniger in dem Faktischen zu verorten, denn mehr so im feinstofflichen Bereich. Ich hatte ja vorhin schon den, vom atmosphärischen Leitgedanken gesprochen und wenn wir Räume machen, dann haben wir natürlich 'ne Vorstellung von 'ner Atmosphäre, die wir da sehen oder die wir anbieten wollen. Die nie 100-prozentig ausdefiniert wird, einfach damit der Nutzer auch noch die Möglichkeit hat, sich selber dazuzutun. Wenn er von vornherein ausgesperrt wird, find ich persönlich das mindestens problematisch. Dann ist die Akzeptanz, ist auch schwerer, den Raum zu akzeptieren, wenn man die nicht mehr für sich erobern kann und im Rahmen dieser atmosphärischen Vorstellung trifft man dann ja nicht nur Materialentscheidungen, sondern auch Farbentscheidungen. Hier zum Beispiel das Gold, das kommt aus einer Überlegung heraus, das wir gesagt haben, also dieser, der Seminarraumflur ist durch, dadurch dass er überhaupt, also fast kein natürliches Licht bekommt, ist eigentlich Seminarraum offener natürlich und der in sich ja relativ weiß und klar gehalten ist und nur diese lange Lichtluke hat, kriegt so'n durch, auch durch dieses warmweiße Licht so'n bisschen was bernsteinfarbenes. Und in Verbindung mit

dem Eichenparkett bzw. Und diese Bernsteinatmosphäre erinnert mich immer so'n bisschen an die 20er Jahre. Und genauso ist Gold für mich, also so 'ne Goldapplikation ist, gerade in Verbindung auch mit schwarz, ne schwarz und gold, was ja unten im Fahrstuhlraum auftaucht, ist für mich auch so'n Synonym für 20er Jahre. Und das ist eigentlich der Grund gewesen, hier diesen Goldstreifen einzusetzen, auch wenn das Gebäude eigentlich aus den 30ern ist, aber das fand ich als Reminiszenz ganz schön. Und das Pinke drüben, na ja, da haben wir versucht, irgendwie einen, wir waren da sehr limitiert in den Möglichkeiten, die uns zur Verfügung standen, und es war relativ klar, dass es auf 'nen, dass wir eben nicht 'nen Holzbelag machen können und deswegen haben wir versucht, dann über den Linoleum Belag und die Wandoberfläche, eine Farbstimmung da reinzubringen. Ist jetzt retrospektiv betrachtet, muss ich sagen, nicht so 100%ig gelungen, einfach weil die Nutzer Möbel dort auch mit dieser Idee, die wir hatten, nur so bedingt in Einklang zu bringen sind. Das hätten wir vorher irgendwie, wär schön gewesen, wenn wir es vorher gewusst hätten, wie die ausgerichtet sind. Aber das ist hier so auf dem Campus auch immer nicht so ganz einfach. Steht nicht immer von vornherein fest, wer da reinkommt und wie.

Leenen: o.k. Und gibt's da ein Lieblingskind, irgendwie einen Dachausbau, der besonders, der Ihnen besonders gut gefällt?

Tränkmann: Ja, also ich bin ziemlich glücklich mit der 14, die wir jetzt gerade fertiggestellt haben. Da sind wir glaube ich ziemlich dicht an den Atmosphären dran, die wir uns hier so für den Campus vorstellen. Ich finde auch, dass die fünf, die jetzt von den räumlichen Gegebenheiten nur schwer mit der 14 zu vergleichen ist, wenn man, in der 14 natürlich wirkt es ja auch über diesen sehr großzügigen Raum, ne, also, dass man eben auch dann mal wirklich ne deutlich höhere Höhe als ne Geschosshöhe. Ich finde, diese Möglichkeiten sind in der 5 einfach andere gewesen und da ist es aber, finde ich, auch schon ziemlich, ziemlich gut gelungen. Also die beiden, würde ich so, die sind ziemlich dicht an dem dran, was wir, was wir uns hier so vorgestellt haben.

Karcher: Ja, da haben wir zwar vorhin schon ein bisschen drüber geredet, aber da haben wir hier diese Kasernenstruktur und auch die Soldatenstadt Lüneburg. Ja, Sie haben sich ja damit auseinandergesetzt. Wollen Sie da noch ein paar Sätze zu sagen, oder?

Tränkmann: Ja, wir haben uns mit der Atmosphäre hier auseinandergesetzt. Ich kann jetzt nur die Geschichte der Soldatenstadt Lüneburg wenig bis gar nichts sagen. Ich weiß, dass Lüneburg im 19. Jahrhundert irgendwann Garnisonsstadt wurde. Aber für mich war die Atmosphäre, oder für uns war die Atmosphäre einfach viel entscheidender hier und ich, der Militärstandort hier ist ja Vergangenheit und wir befinden uns halt in diesem Konversionsprozess, das ist ein ganz spannender Prozess und vor dem Hintergrund interessiert mich zu vorderst, wie kann ich die Atmosphäre hier in dem Sinne dieser Konversion umdeuten. Wie kann ich das händelbar machen, wie kann ich mit den Möglichkeiten, die in den Bestandsimmobilien, wir wollen hier jetzt ja nicht über Neubau reden, sondern wir reden über Bestandsbau, wie kann ich diese atmosphärischen Möglichkeiten herauskitzeln. Das ist eigentlich das, was mich interessiert. Und um was rauskitzeln zu können, muss ich natürlich die Atmosphäre, die hier vorher herrschte, verstehen. Das haben wir auf jeden Fall, da war unser Augenmerk drauf. Nicht so sehr auf der Frage, wer hier wann, warum, wie lange Krieg gespielt hat, glaube ich.

Karcher: Ja, klar, o.k. Es gab hier ja in den 90er Jahren diese Bauten von Herrn Mansberg, die Ergänzungsbauten. Waren die für Ihre Planung relevant oder wollten Sie die vielleicht auch eher abreißen lassen oder gab's da irgendwelche Gedanken dazu oder eher nicht?

Tränkmann: Also, so lange Architektur nicht auf der grünen Wiese entsteht, sind die Gebäude, die diese Architektur umgeben, immer relevant. Insofern ist die Antwort, die verkürzte Antwort auf die Frage ist natürlich ganz knappes Ja. Allerdings muss man dazu sagen, dass, wenn ich jetzt beispielsweise hier das Bibliotheksgebäude nehme oder den Hörsaaltrakt nehme, dann ist die Wechselbeziehung, die zwischen dem Bibliotheks- und dem Hörsaalgebäude und dem Dachaufbau, in dem wir hier jetzt sitzen, die ist jetzt nicht so wahnsinnig stark. Das wär was anderes gewesen, wenn hier auch ein Neubau oder wenn wir das gesamte Gebäude dagegen gesetzt hätten, also die Wechselbeziehung zwischen dem Bestand hier, den Vollgeschossen und dem Dach ist viel schlagender gewesen als jetzt die direkte Auseinandersetzung mit dem Gebäude gegenüber. Was ich aber zum Beispiel finde, was auch ganz toll gelungen ist, ist die Mensa beispielsweise, wo ja auch Neubau mit Altbau verquickt wird und wo sozusagen diese Konversion auch ganz faktisch in Architektur ablesbar wird. Und das ist 'ne ganz schöne Atmosphäre da drin.

Karcher: Ja. Dann, wir hatten davon ja auch schon ein bisschen drüber geredet. Es gab ja auch einige Einschränkungen, was hier das Bauen angeht. Natürlich haben wir hier auch irgendwie ältere Bauten und da ist man nicht ganz so frei. Können Sie vielleicht nochmal erläutern, was für Einschränkungen oder Vorgaben es gab, also jetzt egal, ob durch Stadt, Universitätsleitung oder Denkmalschutz?

Tränkmann: Ja. Die Stadt oder auch der Denkmalschutz waren hier eigentlich kein großes Thema. Bei planungsrechtlich, wir haben ja die Kubaturen nicht verändert, wir haben die Geschossigkeit nicht grundsätzlich verändert. Insofern spielte Planungsrecht 'ne nachgeordnete Rolle und Denkmalschutz hat auch keine Rolle gespielt. Das, was tatsächlich die Einschränkung in Anführungsstrichen, die es hier gab, waren eher dem baulichen Bestand geschuldet, d.h. wie funktioniert die Statik und dann eben auch, was für Nutzungen möchte man reinhaben. Da waren wir natürlich nicht frei, sondern da hat man uns natürlich Vorgaben. Also die Einschränkungen gingen mehr so in diese Richtung. Und dass man natürlich auch, ja, also das, was an Mitteln zur Verfügung ist, das stellt ja auch immer, kann 'ne Einschränkung darstellen, muss nicht, kann aber.

Karcher: Ich weiß auch, dass die Dachausbauten auf jeden Fall so geplant waren, dass die Grundform des Daches nicht komplett zerstört werden sollte. Das ist glaube ich die Gestaltungsrichtlinie der Leuphana einfach, die da dann praktisch hintersteht, d.h. in die Richtung hatten Sie dann ja schon einige Einschränkungen. Hätten Sie jetzt, wenn Sie sich einfach mal vorstellen, Sie hätten überhaupt keine Einschränkungen und Sie hätten hier machen können, was Sie wollen, hätten Sie was anderes gemacht als es jetzt letztendlich geworden ist? Und wenn ja, was?

Tränkmann: Also, also das mit der Materialität das stimmt, ja. Das mit der Dachform, also mit der grundsätzlichen Dachform, stimmt auch. Ich hab das nicht so sehr als Einschränkung empfunden, ehrlich gesagt, sondern einfach als Aufgabe. Wenn die Aufgabe anders gestellt worden wäre und dahin zielt ja Ihre Frage, nämlich nach dem, wenn die Aufgabe gestellt worden wäre, stell dir vor, du kannst oberhalb des letzten Vollgeschosses machen, was du willst, was würdest du dann tun? Dann hätte das Endergebnis natürlich anders ausgesehen, weil, dann hätte man natürlich darüber sprechen können, das, was ich vorhin sagte, was meine erste Empfindung hier auf dem Campus war, Vollgeschosse homogen so lassen, wie es ist, von der grundsätzlichen architektonischen Konfigurati-

on und sich um die Freianlagengestaltung kümmern, um die Dachlandschaften kümmern. Dann hätte man sich darüber auseinandersetzen können, wie heterogen denn diese, welche Heterogenität diese Dachlandschaften vertragen hätten. Möglicherweise wäre dann auch eine andere Gestaltungssatzung rausgekommen, wo man sich mehr, also wo man sich darüber unterhalten hätte, dass man halt materialitätsmäßig sich von da bis da bitte aufzuhalten hat in der Dachbekleidung und in der Form ungefähr von da bis da, damit es halt nicht so völlig, also damit auch die stadträumlichen Bezüge nicht völlig verloren gehen.

Karcher: Alles klar.

Leenen: Gibt es denn, also die Uni achtet ja sehr auf Energiesparen und möglichst ökologisch zu handeln. Und gab's da Vorgaben oder haben Sie bestimmte Techniken angewendet, um z.B. Strom zu sparen oder Heizkosten?

Tränkmann: Also grundsätzlich ist es natürlich so, dass, wenn man im Bestand verdichtet und das einhergeht mit 'ner energetischen Sanierung, die dann stattgefunden hat, dann ist es natürlich schon mal, folgt es natürlich schon mal den allermeisten ökologischen Grundkonzeptionen, die man in der Architektur beachten kann. Darüber hinaus, wenn wir über solche Sachen, so über Details sprechen, wie 1-Liter-Urinal beispielsweise, oder das man eben sich selber drauf verpflichtet, dass man die EnEV nicht einhält, sondern dass man die tatsächlich unterschreitet um 30 %. Das war die Zielvereinbarung, dass man die jeweils gültigen Energieeinsparverordnungen um 30 % unterschreitet. Das sind so, das sind natürlich so Details, die auch diesem Nachhaltigkeitsgedanken verpflichtet sind und auch dem ökologischen Gedanken, Leitgedanken der Universität verpflichtet sind. Grundsätzlich find ich aber, dass man vor allen Dingen mal sein Augenmerk auch darauf richten sollte und das ist ja auch 'ne Politik, die durchaus läuft, dass man, wenn man auf einen Standort verdichtet, d.h. wenn man die Nutzungseffizienz eines Gebäudes erhöht, dann ist das in sich schon ein ökologischer Akt.

Leenen: Welche Materialien haben Sie verwendet? Gibt's irgendein Material, was sich so durch alle Dachausbauten zieht, was ihnen besonders gefallen?

Tränkmann: Also ich find die Holzfußböden natürlich sind sehr wesentlich als Material, weil sie, wenn man 'ne positive, 'ne optimistische Grundatmosphäre schaffen will in einem Raum und die dann vielleicht auch noch mit 'ner gewissen gestalterischen Wertigkeit gepaart sein soll, ist Holz ein ziemlich idealer Partner, um so'n Vorhaben zu erreichen. Und durabel sind sie sowieso. Eiche ist ein einigermaßen widerstandsfähiger Bodenbelag. Natürlich reden wir hier darüber, dass Hunderte von Studenten jeden Tag rüberlaufen. Dass es nicht spurlos an einem Bodenbelag vorbeigeht, ist, liegt in der Natur der Sache. Auch um noch mal die Klammer zu machen zu den ökologischen Konzeptionen. So'n Bodenbelag, den schleifen Sie locker zwei-, dreimal nach, d.h. der hat eine Nutzungsdauer, die dann vielleicht auch bei dem zwei- bis dreifachen eines herkömmlichen Bodenbelages liegt, den Sie eben nicht abschleifen können und den Sie nicht entsprechend nachpflegen können. Insofern ist das schon ein Material, was für uns wichtig war, um die Atmosphären zu erzeugen, die wir erzeugen wollten.

Leenen: Jetzt haben Sie ja auch gerade schon von Atmosphäre gesprochen, also gibt's so'n Raumgefühl, als Sie hier begonnen haben mit den Dachausbauten, das Sie vermitteln wollten den Studierenden, den Mitarbeitern?

Tränkmann: Ja. Die, wobei ich das eigentlich nicht so auf ein, zwei Worte eindampfen kann. Jeder, der in einen Raum kommt, fühlt ja ein bisschen was anderes. Aber jeder fühlt auch, ob ein Raum grundsätzlich erstmal 'ne positive Grundstimmung hat oder 'ne negative, d.h. ist der Raum bereit dafür, dass ich in ihn eintrete und ist er bereit, mit mir in einen offenen Dialog zu treten oder hat er eher abwehrende Haltung oder vielleicht hab ich so 'ne abwehrende Haltung, weil ich sag, das ist aber, hier fühl ich mich unwohl. Das ist ja irgendwie auch, das ist nicht schön, das ist, also Schönheit, Wertigkeit, Licht. Auch das, wenn draußen die Sonne scheint und das mitkriegt, man muss nicht unbedingt in der Sonne stehen in einem Raum, aber der Raum muss etwas spüren lassen. Der muss, auch wenn die Sonne draußen scheint, dann sollte der Raum innen drin wirklich auch scheinen. Und aus diesen ganzen kleinen Versatzstücken formt sich 'ne Atmosphäre. Und diese Atmosphäre kann man belegen mit solchen Begrifflichkeiten wie optimistisch, transparent, offen, zugewandt. So das, das sind diese Dinge eigentlich, die wir wichtig fanden, auch damit man, eben weil man im Dialog sich auch befindet mit seinen Mitstudenten, mit seinem Seminarleiter, mit wem auch immer. Oder auch für das Personal, was hier in der Universität administrativ arbeitet, das ist eine ganz schöne Grundhaltung, wenn man die so transportiert bekommt. Die ist oft für den Nutzer, glaube ich, inspiriert.

Leenen: Und vielleicht so als Abschlussfrage. Wenn Sie jetzt mit Studenten sprechen würden und die Sie fragen würden, was Sie hier gemacht haben als Architekt, was würden Sie denen vielleicht so im Detail nennen, wo Sie sagen, guck da mal genau hin, da sieht man nicht sofort, ist aber eigentlich 'ne ganz interessante Sache. Gibt's da irgendwie ein kleines Detail, was man nicht sofort erkennt, wenn man einfach nur sich im Raum aufhält.

Tränkmann: Ja, da haben wir vorhin ja schon kurz drüber gesprochen. Ich muss ehrlich sagen, ich denk in solchen Kategorien nur wenig, weil die Innovation, wenn es irgendwo eine Innovation gibt, die darf sich selber erklären und wenn sie das nicht tut oder wenn man es nicht sieht, dann ist es nicht schlimm, dann hat man's entweder nicht verstanden, es zu transportieren oder es ist halt so wenig auffällig, dass nicht jeder drüber stolpert. Da muss aber auch nicht jeder drüber stolpern, weil am Ende des Tages die Qualität eines Raumes oder einer Architektur sich nicht allein aus der Innovation heraus geriert, sondern das kann auch manchmal nur so das punktuelle Verbessern von Details sein, die jetzt in sich noch gar nicht innovativ sind, aber wo der Nutzer irgendwie einfach spürt, der kann es gar nicht benennen, warum, der weiß nicht, warum er sich wohlfühlt. Ich könnt jetzt sagen, ich fühl mich hier drinnen wohl, weil die Wände weiß sind. So. Und das kann sein, vielleicht ist es was ganz anderes. Das muss man nicht erklären. Das, es gibt einfach so, das spürt man oder man spürt's nicht, also wäre jetzt die Antwort: nein.

Leenen: gut

Karcher: Eine Sache fällt mir noch ein, weil, wir sind vor ein paar Tagen in dieses Gebäude 14 gegangen und da haben wir uns extrem lange irgendwie aufgehalten. Da hatte ich halt dieses, man hat sich da wirklich sehr wohl gefühlt und ich finde, dass es doch auch natürlich mit dieser Galerie oben drauf sehr anders umgesetzt ist als die anderen Gebäude. Mich würde einfach mal interessieren, gab es da einfach einen höheren Dachstuhl, also gab es da andere Möglichkeiten oder hatten Sie einfach 'ne komplett andere Idee, das umzusetzen oder gab es andere Vor.. also wie kam dieser relativ, ja andere Entwurf eines Dachgeschosses zustande?

Tränkmann: Das hängt natürlich mit dem Bestand zusammen. Die, Gebäude 14 ist eins der Gebäude, die auf dem Campus, ich hätte fast gesagt, das einzige, ich bin mir aber grad nicht sicher, es kann

nämlich durchaus sein, dass die 8 auch keinen Sargbetondeckel hat. Es ist eins, jedenfalls der wenigen Gebäude, die nicht diesen Sargdeckel aus Beton haben, diesen Splitterschutz über's erste Dachgeschoss, sondern die in einem ganz völlig freien Holzdachstuhl. Zudem 'nen ziemlich schönen Holzdachstuhl. Und glückliche Fügung: war's halt so, das Anforderungsprofil, was die Uni erstmal an uns herangetragen hat für diesen Dachausbau war, wir brauchen 4 Seminarräume, so. Und die 4 Seminarräume dort reinzubringen war jetzt, damit war das Dach noch nicht so übertoll, ne, d.h. wir hatten tatsächlich Möglichkeiten, selber so'n bisschen zu fantasieren, was kann man dafür, was kann man für Zwischenräume entwickeln, die vielleicht Nutzungen beherbergen können, studentische Kleinarbeit z.B., ne. Wenn man in Seminarräumen ist und dann kriegt man 'ne Aufgabe, ist ja irgendwie nett. Normalerweise drückt man sich dann vielleicht auf 'nem Flur rum, weil's keine anderen Räumlichkeiten gibt. Dort gibt es Räume, wo man das machen kann, beispielsweise eben auf der Galerie oder in diesem offenen Bereich, wo man nicht das Gefühl hat, man sitzt auf'm Flur und bearbeitet so'ne Aufgabe, sondern man ist in 'nem Raum. Insofern gehören diese Zwischenräume schon irgendwie auch zu diesen Seminarräumen dazu, schaffen aber an sich auch einen eigenen Wert. Und aus dieser Gemengenlage hat sich halt diese andere Konzeption entwickelt, auch mit den unterschiedlich gesetzten Gauben, geht's natürlich auch ganz stark um Belichtung, ja. Wie führ ich das Licht in diesen Dachstuhl, wie nehm ich auch die Geschossigkeit da raus, ne. Ich will diesen Dachraum nicht als eins, zwei Geschosse erleben, sondern ich will ihn vielleicht als Ganzes erleben. Das sind so kleine Zutaten, mit denen man sowas erreichen kann.

Karcher: Ja , vielen Dank. Haben Sie noch irgendwas vielleicht, was Ihnen am Herzen liegt, was Sie noch erzählen können?

Tränkmann:

Karcher: Vielen Dank